

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### **Herr Vajda, können Sie zu Beginn kurz Ihre Kindheit und Jugend beschreiben?**

Ich wurde 1923 in Budapest geboren. Als Kind wollte ich Pianist werden, daher übte ich viel und konnte auch recht gut spielen. Ich war fleißig und intelligent – das Einzige was mir fehlte, war Talent. Später habe ich, mehr oder weniger zufällig, mit großer Leidenschaft Zoologie betrieben. Mich interessierte zum Beispiel die Verbreitung bestimmter Tierarten, vor allem bei Insekten. Die Beschäftigung mit solchen Themen hätte sehr wahrscheinlich dazu geführt, dass ich in der Zoologie genauso unzeitgemäß geworden wäre, wie in der Ethnologie. Ich sammelte eine Zeitlang sehr viel Material, beispielsweise über eine bestimmte Insektenart, die in den Nordostkarpaten vorkam, nördlich davon aber nicht vorhanden war, und in Skandinavien dann wieder auftauchte. Ich habe auch immer wieder Landexkursionen gemacht, obwohl ich kaum Geld hatte. Da lebte ich dann in Berghütten, doch eigentlich bin ich ein absolut urbaner Mensch. Während des Zweiten Weltkriegs ging ich in den Widerstand. Das war eine sehr aufregende Zeit. Erst kürzlich habe ich einen Verdienstorden erhalten, der mir amüsanterweise auch den Rang eines Offiziers verlieh, obwohl ich nie eine militärische Karriere anstrebte.



Nach meinem Abitur begann ich 1941 zunächst mit einem naturhistorischen Studium. Allmählich bemerkte ich jedoch, dass mich die Menschen mehr interessieren als die Insekten. Also wechselte ich 1944 das Studienfach, obwohl es in Budapest damals keine Ethnologie gab. Was es gab, war die ungarische Volkskunde, die ich sehr intensiv studierte. Aber das Volkskundemuseum hatte eine sehr gute außereuropäische Sammlung – ich habe damals Kisten geöffnet, die 1890 in Neuguinea geschlossen worden waren.

Mein Glück war auch, dass sich die ungarische Kulturpolitik nach 1945 darum bemühte, den bis dahin vorherrschenden Provinzialismus allmählich abzuschaffen. Nachdem ich 1948 in der Volkskunde meine ethnologische Dissertation vorgelegt hatte, konnte ich als Assistent bei Gyula Ortutay beginnen. Er war gerade an den Lehrstuhl gekommen und kannte mich noch aus der Zeit im Widerstand. Bald wurde er der neue Kultusminister von Ungarn.

### **In welcher Weise öffnete sich damals die Volkskunde in Ungarn?**

Es begann damit, dass die komparative Methode in die ungarische Volkskunde eingeführt und dort etabliert wurde – nicht nur von mir, sondern natürlich auch von einigen anderen Leuten. Das geschah zumindest in räumlicher Hinsicht, es wurden neben den ungarischen Materialien auch slowakische und rumänische Arbeiten sowie Studien aus dem Balkan zum Vergleich herangezogen. Ich setzte mich also hin und fraß gewissermaßen Bücher in mich hinein. Heute könnte ich nicht mehr so viel lesen wie damals, doch durch die intensive Beschäftigung mit dieser Menge an Literatur wurde ich zum Ethnologen. Interessanterweise gibt es auch in Budapest, am Volkskundemuseum, eine Reihe von guten ethnographischen Materialien: aus Melanesien, aus Ost- und Zentralafrika sowie aus Südamerika. Auch anhand dieser Sammlungen arbeitete ich mich in das Fach ein.

### **Wurden Sie dabei von Ihrem damaligen Professor unterstützt?**

Ja, er unterstützte mich, allerdings nicht fachlich. Er war kein Ethnologe, sondern ein sehr begabter Folklorist. Ich selbst war ja auf dem Gebiet der Ethnologie ein Autodidakt: Es begann damit, dass ich Schmidt und Koppers noch ganz unschuldig las und durcharbeitete. Dazu entstand eine meiner ersten Publikationen, und daraus speiste sich auch meine spätere Abrechnung mit der Wiener Schule. Eigentlich war ich in Ungarn der Erste, der Ethnologie betrieb. Ich saß zwar am Museum, doch hatte ich ständig Lehraufträge an der Universität. In den Jahren, in denen der Professor Minister war, habe ich einen großen Teil der Seminare und Vorlesungen gemacht. Ortutay wusste und bejahte natürlich, dass ich nur minimal mit volkskundlichem Material arbeitete, und vor allem eine Art klassische Ethnologie vorantrieb.

## Was genau faszinierte Sie an der Ethnologie?

Zum einen natürlich die Vielfalt. Ich versuchte auch, mich gegen den Patriotismus und den Provinzialismus in Ungarn zu wehren und gehörte nach dem Krieg zu den ersten Marxisten, die Marx wirklich gelesen haben. Der revolutionäre Internationalismus ist etwas, was ich sehr ernst nahm. Dazu gehörte auch, dass die Ethnologie mich sozusagen provozierte.

Außerdem wollte ich eine Wissenschaft betreiben, die meinem Staunen entgegenkam. Aristoteles hat ja sehr gut beschrieben, dass im Staunen der Aufbruch in die Wissenschaft liegt: Selbst die dümmste Person kann sehen, dass ein Gegenstand, sobald er fallengelassen wird, herunterfällt. Die sich anschließende und entscheidende Frage lautet, warum das so ist. Zu dem Staunen kommt also Neugier – man fängt an, zu beobachten, man stellt Parallelen her, man vergleicht und macht Experimente.

Was bei mir sicher auch eine Rolle spielt, ist der Umstand, dass ich Atheist bin. Meine Mutter war tief katholisch und hat mich, als ich von der Volksschule aufs Gymnasium kam, in den Piaristenorden gegeben. Dort lernte ich zumindest Latein, doch ansonsten sorgte man dafür, dass ich mich von allen Dingen, die irgendwie christlich schienen, verabschiedete. Auch dadurch wurde ich in jene Richtung getrieben, in der ich dann auf die Ethnologie stieß – allein schon die Verwunderung darüber, dass es neben den Christen auch Hinduisten und Buddhisten gibt, oder die zufällig entdeckte Literatur der Missionare in Afrika, die gar nicht verstanden, dass sie sich in einer ganz anderen Welt bewegten.

## Worum ging es in Ihrer 1947 erschienenen Dissertation?

Der Titel lautete »Das ethnologische Problem der Obo-Haufen«. Obo ist ein mongolischer Begriff und die Haufen sind bestimmte heilige Orte, an denen jeder, der vorbeikommt, einen Stein oder einen Zweig ablegt. Das wächst theoretisch immer weiter, bis in alle Ewigkeit. In meiner Dissertation ging ich diesem Ritus des ins Unendliche wachsenden Hügels auf fünf Kontinenten nach. László von Almásy<sup>1</sup>, mit dem ich befreundet war, war in mancherlei Hinsicht ein liebenswürdiger Hochstapler aus einer verarmten Adelsfamilie. Während des Krieges war er Wüstenspezialist an der Seite von Rommel. Er schrieb mir, dass er solche Steinhaufen auch aus der Sahara kenne – den Brief habe ich in meine Dissertation aufgenommen. Ich investierte wirklich viel Zeit und Arbeit in das Thema und ein Teil der Dissertation – das Kapitel über Afrika – ging schließlich auch in Druck.

Man muss zudem wissen, dass ich Deutsch nicht in der Schule lernte, sondern ausschließlich durch das Lesen der ethnologischen Werke. Das führte unter anderem dazu, dass ich mich nach meiner Ankunft in Deutschland einigermaßen über die afrikanische Kulturkreislehre unterhalten konnte, aber die alltäglichen Dinge – etwa ein Brot kaufen – nicht hinbekam. Nach meinen ersten Publikationen in Ungarn<sup>2</sup> erhielt ich Mitte der fünfziger Jahre auch eine Einladung nach Ostberlin, wo ich einen Vortrag halten sollte. Damals gab es die DDR in ihrer späteren Form noch nicht und es kamen auch Leute aus Westberlin zu diesem Treffen. Das war mein erster persönlicher Kontakt mit Ethnologen. Mein Vortrag wurde sehr positiv aufgenommen und jemand lud mich auch nach Leipzig ein. Er gehörte zu jenen Wissenschaftlern in Westdeutschland, die sich Illusionen über den Sozialismus in Ostdeutschland machten. Also wurde er Professor für Ethnologie in Ostberlin, doch man schob ihn dann sehr schnell in die Provinz ab. Menschlich gesehen war er eine sehr anständige Person.

Nach Leipzig sollte ich dann 1956 kommen, am Vorabend der ungarischen Revolution. Als die Revolution schließlich ausbrach, hatte ich meinen Pass und das deutsche Visum in meiner Tasche. Doch ich trat die Reise natürlich nicht an, sondern nahm nach meinen besten Kräften an der Revolution teil. Für mich und für viele andere Leute war das ja kein nationales, sondern ein reformkommunistisches Ereignis – darum ging es uns! Beispielsweise erklärte Imre Nagy, der Ministerpräsident, den Austritt Ungarns aus dem Warschauer Pakt. Dann kamen jedoch die sowjetischen Truppen und im Dezember 1956 erfuhr ich, dass ich angezeigt worden war und man mich suchte. Wunderbarerweise hatte ich zu diesem Zeitpunkt meinen Pass gar nicht bei mir, sondern nur das Visum für Deutschland. Also setzte ich mich in den Zug und fuhr nach Leipzig. Die Kollegen in Leipzig waren natürlich begeistert von den Vorgängen in Ungarn. Ich saß zwischen ihnen und verließ mich darauf, dass die Verfolgung der Revolutionäre irgendwann aufhören würde. Doch als sich eine solche Entwicklung nicht abzeichnete, fuhr ich mit dem Zug nach Ostberlin. Von dort gelangte ich nach Westberlin, wo ein Flugzeug mich mitnahm, nach Frankfurt am Main. In Frankfurt spazierte ich ins Frobenius-Institut. Dort wiederum halfen mir einige deutsch- und englischsprachigen Aufsätze weiter, die ich in den Jahren zuvor veröffentlicht hatte.

## Wer war damals am Frobenius-Institut tätig?

---

<sup>1</sup> Von Almásy diente als Vorlage für Michael Ondaatjes Roman »The English Patient«, der 1996 von Anthony Minghella mit Ralph Fiennes in der Rolle von Almásy verfilmt wurde.

<sup>2</sup> László Vajda, Die Kulturtypen Afrikas - Katalog des Ethnographischen Museums, Budapest, 1956.

Dort traf ich auf Herrn Jensen, der mich unterstützte. Nach meiner Ankunft rief er in Bonn bei der DFG an und eine Stunde später war ich Assistent im Frobenius-Institut. Außerdem traf ich auf drei ausgezeichnete Schüler von Jensen: Haberland, Schuster und Straube. Jensen wollte sie alle drei habilitieren und somit wäre eine vierte Person einfach zuviel gewesen. Daraufhin schrieb er an Baumann in München, obwohl sich die beiden ja eigentlich nicht riechen konnten. Baumann hatte auch schon etwas von mir gelesen und so konnte ich nach einem halben Jahr in Frankfurt schließlich nach München wechseln.

### **Können Sie Jensen als Person beschreiben?**

Er war sehr schwierig und hatte eine norddeutsche Art. Sein Schicksal während des Dritten Reiches war auch nicht gerade einfach. Unter Frobenius war er ein Verwalter gewesen und hatte zunächst gar nicht Ethnologie studiert – das ist auch wieder ein Beispiel für die These, dass man nicht als Ethnologe geboren wird, sondern dass man zum Ethnologen wird. Jensen besaß nicht viel Humor, aber humorlos war er nicht. Er war sehr musikalisch. Generell erlebte ich ihn als einen sehr distanzierten Gesprächspartner und die Tatsache, dass er mich sofort aufgenommen hat, war damals kein typisches Ereignis in seiner Praxis. Als Ethnologe war Jensen nicht sonderlich originell. Er war fleißig, jedoch kein leidenschaftlicher Arbeiter. Er mochte es auch nicht besonders, zu lehren.

Kurz nach dem Tod von Frobenius schien es am Institut in Frankfurt einige innere Rankämpfe gegeben zu haben. Eigentlich war Eward Volhard der typische Frobenius-Schüler und anerkannte Führer dieser Gruppe – allerdings verstarb er 1945. Volhard war ebenfalls kein studierter Ethnologe, sondern ursprünglich Germanist. Mit Heinz Wieschhoff gab es für Jensen noch einen anderen Konkurrenten, doch der wurde schließlich der Ratgeber für Afrikafragen beim damaligen Generalsekretär der Vereinten Nationen, Dag Hammarskjöld, und verließ das Frobenius-Institut. Wieschhoff war in dem Flugzeug, mit dem Hammarskjöld 1961 abstürzte – beide kamen dabei zu Tode. Als ich Jensen damals darüber informiert habe, meinte er lapidar: »Das ist ein zu schöner schneller Tod«.

Jensen hatte immer Angst vor einer allmählichen Verblödung im Alter. Deshalb hat es mich gefreut, als mir Jensens letzte Sekretärin sagte: »Ja wissen Sie, es war so: Professor Jensen hat mir diktiert und dann hat er sich hingelegt und ist nicht mehr aufgestanden.« So hat er den erwünschten schnellen Tod erfahren.

### **Sie sagten vorhin, dass Sie sich gegen die theoretische Ausrichtung der Wiener Schule stellten. Haben Sie Koppers und Schmidt denn noch persönlich kennen gelernt?**

Schmidt war bereits verstorben, doch Koppers lernte ich noch kennen. Als braver ungarischer Volksdemokrat durfte ich Anfang der fünfziger Jahre in den Westen reisen, in die westliche Stadt Wien. Es war interessant, aus der Welt hinter dem Eisernen Vorhang heraus zu kommen, und umgekehrt gab es in Wien auch ein Interesse an mir. Also habe ich dort viel gesprochen und lebte - bis auf den Hausmeister - ganz allein im Collegium Hungaricum.

Koppers war immer freundlich zu mir, doch auch er verstarb dann recht bald. Als Ethnologe und Wissenschaftler war er ja so etwas wie der irdische Stadthalter des Gottes Wilhelm Schmidt. Ich glaube nicht, dass er Zeit seines Lebens einen eigenen originellen Gedanken hatte – doch er war an der Macht. Als Österreich 1938 den Anschluss an das nationalsozialistische Deutschland vollzog, ging er mit seinem Missionarsorden zunächst in die Schweiz und schließlich auch nach Indien. Die dortigen Missionare haben ihm natürlich immer Zuarbeit geleistet und so fand er - ganz im Sinne Schmidts - auch in Indien den Hochgottglauben vor. Nach 1945 kam er zurück nach Wien, wo Baumann während der Nazizeit Professor gewesen war. Die beiden hatten zwar keinen persönlichen Kontakt, doch ganz allgemein wurde Baumann von den Alten der Wiener Schule geschätzt – und umgekehrt. Was mich ohne mein Wissen zu einem Schüler Baumanns machte, ist der historische Gesichtspunkt. Man wusste dann ja auch sehr schnell, dass die Geschichtsauffassung der Wiener Schule sehr eng, gekünstelt und unecht war.

### **Wie würden Sie Baumann aus Ihrer Sicht beschreiben?**

Als Ethnologe war er ungemein gelehrt. In der klassischen Ethnologie war er wahrscheinlich der Letzte, der wirklich einen Überblick über ganz Afrika besaß. Natürlich war er auch ein ausgemachter Nazi, und zwar bis zum letzten Atemzug. Er war diesbezüglich mir gegenüber immer ganz offen und auch ich habe meine Weltanschauung nicht verschwiegen. Wir haben oft diskutiert und sind dennoch ganz gut miteinander ausgekommen. Bei meiner Habilitation, die ich Anfang der sechziger Jahre vorlegte, hat er mich einfach machen lassen. In dem Punkt, dass die Kulturen eine Geschichte haben, waren wir uns, wie gesagt, einig. Doch als ich in der Habilschrift die These aufstellte, der Nomadismus sei ein relativ junges Phänomen und hätte die Bauernkultur zur Voraussetzung, da war er entsetzt. Eine solche Ansicht war ja eine Kriegserklärung an seine Theorie der afrikanischen Jägerkultur. Also dachte ich, er würde meine Habilitation verreißen, doch er setzte sich hin und schrieb ein sehr lobendes Gutachten. Wissenschaftlich gesehen war er also immer korrekt – bis auf die Grenzen, die einen Nazi aus ihm gemacht haben. Das zeigt sein Umgang mit

Interview vom 04.07.2008, geführt in der Wohnung von László Vajda (Freigabe durch Elisabeth Vajda am 20.03.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

Seligman: zu den Vorschriften im Dritten Reich gehörte ja, dass man keine Juden zitiert. Aber über den Ostsudan zu schreiben, ohne Seligman zu zitieren – das geht nicht. Baumann hat zwar in seiner »Völkerkunde von Afrika«<sup>3</sup>, die lange die Bibel der Afrikanisten war, Seligman nicht in die Bibliographie aufgenommen, ihn im Kapitel über den Ostsudan aber immer wieder zitiert.

Es war für Baumann ja eine Grundthese, dass Rasse und Kultur zusammenhängen. Auch darüber diskutierten wir viel und ich muss sagen, er war wirklich ein komplizierter Charakter.

### **Als Sie nach München kamen und Baumanns Assistent wurden, wer war damals noch am Institut?**

Außer uns war noch niemand am Münchener Institut, die Völkerkunde hatte dort ja gerade erst ein Institut bekommen. Nach Kriegsende hatte Baumann Wien verlassen und war für eine Weile ohne Lehrstuhl. In Frankfurt arbeitete er oft als Gast am Frobenius-Institut und lernte so auch Jensen kennen. 1955 erhielt er den Ruf nach München und ich wurde ab 1957 sein erster Assistent. Da er keine große Begeisterung für die Lehre aufbrachte, übertrug er mir einen nicht geringen Teil des Pensums. Das war für mich natürlich anfangs ein Alptraum, da ich ja kaum Deutsch sprach. Aber mit viel Energie arbeitete ich mich auch da ein.

### **Wie viele Studierende gab es damals in München?**

Zu Beginn waren es vielleicht zwanzig bis dreißig Personen, inzwischen ist die Zahl ja unglaublich angestiegen. Zu meinem fünfundachtzigsten Geburtstag kamen viele meiner ehemaligen Studenten zu den Feierlichkeiten, das war sehr nett. Doch es war auch ein wenig traurig zu sehen, dass nur fünf oder sechs meiner Schüler in der Wissenschaft arbeiten. Was ist aus den anderen Personen geworden? Was die Deutschen wirklich ernst nehmen, das ist Sparen. Natürlich nicht bei den Naturwissenschaften oder der Technik, sondern durch die Streichung ganzer geisteswissenschaftlicher Fächer! Die Zerstörung der Humboldt'schen Universität, die selbst Hitler nicht gelang, wird von jetzigen Kulturpolitikern vorangetrieben, die sich Amerika zum großen Vorbild genommen haben.

### **Wie sah Ihr anfänglicher Lehralltag in München aus?**

Ich gab sowohl Vorlesungen als auch Seminare und arbeitete einerseits themenbezogen, andererseits zu regionalen Schwerpunkten. Später, nach Baumanns Emeritierung, wurde mein Freund aus Frankfurter Zeiten, Helmut Straube, zum Nachfolger ernannt. Ich erhielt eine C3- Professur. Wir regelten es so, dass wir uns von Semester zu Semester abwechselten: Mal hielt ich die Regionalvorlesung und überließ ihm das Komparative, dann war es wieder umgekehrt. Nach dem frühen Tod Straubes - er war wirklich ein sehr netter Kerl - machte ich erst einmal alleine weiter, bevor Herr Laubscher mich zunehmend unterstützte.

Regional befasste ich mich vor allem mit Ostafrika sowie mit Inner- und Nordasien. Thematisch gab ich unter anderem Einführungsvorlesungen und Seminare zu religionsethnologischen Sachverhalten, etwa zu den Vorstellungen über das Jenseits von Irland bis Japan.

### **Sie gelten ja als einer der wenigen Ethnologen in Deutschland, der sich immer für eine ganze Reihe von Regionen interessierte. Gibt es dennoch eine bestimmte Region, die Sie besonders anspricht?**

Ich glaube, dass ich sowohl ethnologisch als auch geistig ziemlich kosmopolitisch bin. Es ist wahrscheinlich leichter zu sagen, mit welchen Gebieten ich mich weniger beschäftigt habe – zum Beispiel Amerika. Ich versuchte auch immer, die Ansprüche und Wünsche der Studenten wahrzunehmen. Als meine regionalen Schwerpunkte kann man, wie gesagt, Ostafrika und Inner- und Nordasien nennen. Vor allem in Bezug auf Asien hatte ich auch zeitlich die Möglichkeit, eine Tiefe zu erreichen, die man in Afrika zwar theoretisch erwarten darf, aber meist nicht erreicht. Ich erinnere mich beispielsweise daran, wie ich ein Semester lang Marco Polo durcharbeitete, im Licht der späteren ethnographischen Berichte. Da findet sich in vielerlei Hinsicht auch ein Muster, wie mit den Quellen umgegangen wurde. Bei Berichten aus Afrika wird wiederum sehr schnell ersichtlich, wer die - teilweise sehr voreiligen - Berichtersteller waren. Baumann hingegen war bei seiner Arbeit sehr gewissenhaft und in einer Sache waren wir uns auch einig, ohne darüber sprechen zu müssen: Es gibt auf der Welt nichts was wichtiger ist als die Ethnologie. Er hat seine Arbeit geliebt und auch für mich war das immer selbstverständlich.

---

<sup>3</sup> Hermann Baumann, Richard Thurnwald, Diedrich Westermann, Völkerkunde von Afrika: mit besonderer Berücksichtigung der kolonialen Aufgabe. Essener Verlags Anstalt, Essen, 1940.



**Die kulturgeschichtliche Ausrichtung der von Ihnen vertretenen Ethnologie hatte in Deutschland mit der Ethnosoziologie Mühlmanns oder der amerikanischen Cultural Anthropology auch immer Widerparts. Wie haben Sie sich mit diesen beiden Richtungen arrangiert?**

Was ich lesen konnte und musste, habe ich auch gelesen. Im »Ethnologica«-Band, der zufällig ins Jahr des Frobenius-Jubiläums fiel, habe ich in meinem Aufsatz über die Völkerwanderung auch eine anderthalb Seiten lange Stellungnahme zur Ethnosoziologie verfasst. Dort vertrete ich die Meinung, dass es lächerlich wäre - und zudem die Wissenschaft gefährde -, wenn man die verschiedenen Schulen gegeneinander auszuspielen versucht. Jede Richtung hat etwas zu bieten, was die jeweils andere nicht beinhaltet. Wahrscheinlich habe ich in besagtem Aufsatz auch ein oder zwei Beispiele dafür geliefert, wie perspektivlos die ahistorische Betrachtungsweise ist. Andererseits hatten auch die schulmäßig historisch denkenden Ethnologen ein erstarrtes und gekünsteltes Bild, trotz der typologischen Begriffe und der Vorstellungen darüber, wie ein Wandel erfolgt. Und wissen Sie, ich werde sterben, ohne verstanden zu haben, was Kulturosoziologie ist. Für mich ist Kulturosoziologie weniger eine Wissenschaft, als vielmehr ein Gesichtspunkt, der jedoch enorm wichtig ist und von vielen orthodoxen Historikern sträflich vernachlässigt wurde.

Was Mühlmann angeht, ich habe ihn einige Male sogar schriftlich kritisiert. Während der Nazizeit war er zwar nicht aktiv oder in der Partei und bald nach Kriegsende veröffentlichte er etwas, was seine Tagebücher<sup>4</sup> gewesen sein sollten. Meiner Meinung nach war er von einer Karrieresucht getrieben und in Heidelberg fühlte er sich offenbar als mächtiger Mann, der fortwährend Texte gegen den Historizismus publizierte. Soweit ich weiß, war ich - der blöde Wilde aus der osteuropäischen Steppe - der Einzige, der ihm das mal gesagt hat.

**Was hat Mühlmann - abgesehen von seiner politischen Ausrichtung - Ihrer Meinung nach dazu motiviert, intellektuell gegen die kulturgeschichtliche Richtung anzugehen?**

Ich weiß es nicht. Seine ersten Arbeiten waren noch brav historisch, zudem war er ein überdurchschnittlich intelligenter Mann. Möglicherweise hat er sich in den Kreisen der Nicht-Ethnologen besser gefühlt. Das wäre ja kein Wunder; auch ich fühle mich wohler, wenn ich beispielsweise mit Musikern beisammen bin. Ich hasse Pseudowissenschaft. Von dieser jetzt sich sehr verbreitenden Mode, absolute Banalitäten sehr wichtigtuerisch und möglichst mit vielen Anglizismen zu veröffentlichen, fühle ich mich provoziert! Da bin ich ganz auf der Seite Andreskis.<sup>5</sup> Das Imponiergehabe der Ethnologen, das Aufblasen von Informationen, ohne etwas wirklich Neues zu erzählen, halte ich doch für sehr verbreitet.

**Sie waren ja sehr lange am Institut in München tätig. Inwiefern werden die Aspekte Ihrer Lehre von Ihren Schülern weiter getragen?**

Ich habe keine Ahnung, ob ich ein guter Lehrer oder ein schlechter Lehrer war. Eines ist sicher, ich war ein sehr engagierter Lehrer. Die Zahl meiner Doktoranden hielt ich absichtlich sehr klein, so konnten Dissertationen auf der Grundlage von Diskussionen entstehen. Meist musste ich die abgeschlossene Arbeit am Ende kaum lesen, da ich durch den Austausch in den begleitenden Gesprächen den Inhalt schon sehr genau kannte. Ansonsten sehe ich mich im Fach auch als eine Art Dinosaurier, was unter anderem eine gewisse Einsamkeit beinhaltet. Ich bin nie ein bekannter Name geworden, was mich aber wahrhaftig nicht stört.

**Wen würden Sie in der aktuellen bundesdeutschen Ethnologie denn als tonangebend bezeichnen?**

Zu einem gibt es natürlich das Max-Planck-Institut in Halle, das momentan vielleicht dominiert, aber auch furchtbar viel Luft produziert. Das muss wohl so ein, um die nötige finanzielle Absicherung zu bewahren. Dort arbeitet auch einer meiner Schüler, Bertram Turner. Durch ihn kenne ich auch ein wenig das Innere des Instituts. Seine Arbeit ist größtenteils schön ethnographisch, gleichzeitig muss er aber auch all diese Tagungen und Diskussionsrunden stemmen, um erfolgreich zu sein – das sind ja Sachen, die mir eher fremd sind. Die Vorstellung, dass die heutigen Wissenschaftler ausreichend Zeit finden, um sich hinzusetzen und wirklich an einem Problem zu arbeiten, fällt mir nicht gerade leicht. Doch bin ich kein Pessimist, ich denke, es wird immer ein paar Verrückte geben, die sich voll und ganz der Wissenschaft widmen und richtige Forschungsarbeit betreiben – und zwar nicht so, dass man eine Tagung nach der anderen absolviert und immer wieder fast den gleichen Vortrag hält, sondern richtig Forschungsarbeit betreibt.

**Sehen Sie denn Möglichkeiten, die alte Form des Wissenschaftsbetriebs fortzusetzen?**

<sup>4</sup> Wilhelm Emil Mühlmann, Dreizehn Jahre, Hugo, Hamburg, 1947.

<sup>5</sup> Stanislav Andreski, Die Hexenmeister der Sozialwissenschaften. Missbrauch, Mode und Manipulation einer Wissenschaft. München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1974.

Das überlasse ich dem Herrgott. Ich erinnere mich auch an einen jungen Mann, der während seiner Studienjahre immer wieder im Dresdner Museum arbeitete, als Nachtwächter. Es war gar nicht sicher, ob er später wirklich eine Stelle bekommen wird. Vielleicht eröffnet er ein neues Zeitalter für die Ethnologie, doch er wird kein genialer Typ sein, sondern wohl eher ein anständiger und braver Ethnologe. Wissenschaftliche Arbeit hat ja fast etwas Erotisches – die Göttin der Wissenschaft ist die anspruchsvollste Geliebte, die man sich vorstellen kann: Sie will jeden Tag neu erobert werden, sie erwartet Opfer. Damit meine ich nicht Besessenheit, denn diese kann auch schlicht zum Dilettantentum führen. Wie gesagt, ich bin keineswegs militant, aber ich weiß, dass ich die Ethnologie liebe. Sie ist im Stande, mich glücklich zu machen, auch wenn es gelegentlich Ärger gibt. Im Grunde genommen blieb es mir ja erspart, richtige Feinde zu haben. Meistens hatte ich auch Besseres zu tun an meinem Schreibtisch.

In Ungarn hatte ich in der Nachkriegszeit einige gute Schüler, die eigentlich aus den Nebenfächern - Archäologie, Linguistik, Geschichte - kamen, aber eine glänzende Laufbahn als Ethnologen vor sich hatten. Sie publizierten gute Sachen, doch sind sie alle vor mir gestorben. Heutzutage gibt es in Ungarn praktisch niemanden mehr, der klassische Ethnologie betreibt. Ich habe vor Ort längere Gespräche mit den Kollegen geführt und hoffe, dass es bald wieder ein oder zwei gute Leute geben wird, die sich der Ethnologie widmen. Sie werden im so betriebsamen Tagesgeschäft der heutigen Wissenschaft wohl mehr oder weniger einsam sein, dafür aber in Ruhe arbeiten können. Es ist ja keine Bescheidenheit, sondern reiner Egoismus, wenn ich sage: Lasst mich in Ruhe arbeiten, ich muss nicht ständig in Wort und Schrift beweisen, dass ich intelligent bin.

**Sie erwähnten, dass viele gute Ethnologen anfangs gar nicht dieses Fach studierten. Gibt es auch für Sie wissenschaftlich prägende Personen, die nicht ausschließlich in der Ethnologie verankert waren?**

Zu den Menschen, die mich in der Wissenschaft geformt haben, gehörte ein sehr bedeutender Gräzist und Homerforscher namens Marót. Durch ihn lernte ich, was wissenschaftliche Arbeit ist. Ihm gab ich auch meine ersten eigenen Schriften und in einem der wenige Momente des Lobes meinte er zu mir, dass meine Arbeit wie ein Stich sei – ich mache einen Stich und dann schwillt es ringsherum an. Er empfahl mir, unter Berücksichtigung der Traditionen, auch außerhalb von Europa meine Stiche zu setzen. Obwohl ich sehr viel später erneut entdeckte, dass auch Europa ein ziemlich unbekannter Erdteil ist. Zu Beginn meiner wissenschaftlichen Laufbahn, als ich noch in Budapest lebte, war es schlichtweg nicht möglich, beispielsweise nach Zentralafrika zu gehen. Also widmete ich mich zunächst ersatzweise der "Zigeuner"-Forschung und arbeitete in den letzten zwei Jahren meiner Zeit in Ungarn mit ihnen.

Man könnte für die eigene Forschungsarbeit irgendeine Region wählen, zum Beispiel einfach dadurch, dass sich niemand sonst dafür interessiert. Unlängst empfahl ich etwa einem Schüler von mir, sich mit Madagaskar zu beschäftigen. Die gesamte Fachliteratur ist allerdings in Französisch verfasst. Ein anderes Gebiet, das in Deutschland in den letzten Jahrzehnten völlig vernachlässigt wurde, ist Burma. Dort hat eigentlich nur Hans-Eberhard Kauffmann geforscht, der - als Schweizer - im Vergleich zu Baumann wirklich ein schlimmer Nazi gewesen ist. Er arbeitete auch in Nordindien, beispielsweise bei den Naga. Die Naga-Forschung gehörte - zumindest bei mir - zu den Einstiegslektüren. Auch Fürer-Haimendorf ist zu nennen, wobei er über die Lektüre vor allem Schüler einer Gruppe von Engländern aus der Kolonialzeit war. Sie arbeiteten als Verwalter, nicht als geschulte Ethnologen. Sie haben jedoch gutes klassisch ethnographisches Material erstellt und es wäre schön, wenn sich heutzutage jemand - unter Berücksichtigung der Gegenwart - in dieses Material einarbeiten würde.

**Für meine eigene ethnologische Arbeit finde ich es auch ganz entscheidend, etwa als Nichtamerikaner amerikanische Kultur zu erforschen.**

Ja, das ist natürlich wichtig. Doch andererseits birgt es meiner Meinung nach auch zwei Gefahren: Zum einen wird man schnell zu einem Kritiker, was eigentlich nicht die Aufgabe sein sollte. Zweitens muss man aufpassen, dass man die Vorgänge des Wandels nicht so darstellt, als sei davor nichts gewesen. Es gab ja überall auch eine Geschichte, trotz der traditionellen Ordnungen. Das muss ein Ethnologe auch im Blick haben. In der anspruchsvollen historischen Ethnologie gab es in den letzten Jahrzehnten ja einen radikalen Wandel, der vom Fach noch gar nicht richtig zur Kenntnis genommen wurde. Wir sind so darauf geschult worden, den Evolutionismus aufzugeben und stattdessen mit dem Konzept der Kulturstufen zu arbeiten, doch in Wirklichkeit spukt das evolutionistische Bild noch immer umher. Nicht mehr in der einfachen oder direkten Form, aber es blieb vorhanden. Erst im Zuge der Ausgrabungen im Nahen Osten, vorwiegend in der östlichen Türkei, wurde zur Kenntnis genommen, dass es bereits im 9. Jahrtausend vor Christus blühende Hochkulturen gab, mit Bewässerungsanlagen und stadtähnlichen Siedlungen. Die Kulturen, die unsere Lehrer

noch als so genannte Primitivkulturen bezeichneten, sind im Grunde genommen eigentlich eher Randkulturen solcher komplexen Hochkulturen. Das geht ja auf Wittfogel<sup>6</sup> und seine Arbeit über hydraulische Kulturen zurück.

Auch heute zeigt es sich immer wieder: Wenn ich beispielsweise Texas untersuchen will, dann nehme ich wissend oder unwissend an, dass ich eine untersuchbare klare Einheit vor mir habe. Wenn ich dann beginne, die Kultur und ihre Beziehungen zu analysieren, Vergleiche anzustellen, Parallelen aufzeichne und geschichtliche Abzweigungen entdecke, dann hört das Bild dieser Einheit auf. Das geschieht immer, egal in welchem Gebiet ich arbeite. Die einzige wirkliche Einheit ist die Weltgeschichte, die Menschheitsgeschichte; alles andere ist Bruchstück.

Denken Sie beispielsweise an Dominik Wölfel: Seine Konzeption Weißafrikas war immer sehr großzügig, aber irgendwie auch spannend. Die These lautet, dass Europa indo-germanisiert wurde und Nordafrika viel später arabisiert wurde. Wenn man die Sprachen, die archäologischen Funde und frühen schriftlichen Berichte untersuchte, fand man eine Art mediterrane Einheit. Wölfel machte es sich natürlich dadurch nicht leichter, dass er einfach von der pauschalen Annahme ausging, das Europa indo-germanisch und Nordafrika arabisch wurde. Das ist so generell nicht richtig, denn es geht nicht nur um Sprachen. Die entscheidende Sache war eher, dass die kanarischen Inseln nun ins Zentrum einer wirklich alten Welt rückten. Wölfel hatte also eine undogmatische Denkweise, die durchaus fruchtbar war.

### **Inwiefern spielt Ihrer Meinung nach die materielle Kultur eine entscheidende Rolle für die Ethnologie?**

Nehmen Sie das Beispiel der Haustypen im 19. Jahrhundert: Die braven Volkskundler erstellen Verbreitungskarten, was sehr hilfreich ist. Man muss aber weiter zurückgehen und die sich wandelnden Vorgänge betrachten, etwa wie die Steppenvölker das Zelt aufgaben und mit Holz zu bauen begannen. In Ägypten war beispielsweise eine Holztür so wertvoll, dass man sie als wichtige Erbschaft schriftlich erwähnte. Das heißt, materielle Aspekte spielen natürlich eine Rolle – auch für die Frage: Was ist an Ort und Stelle erreichbar? In meinem Buch über das Hirtentum<sup>7</sup>, das gleichzeitig meine Habilitationsschrift war, findet sich auch viel zu diesem Thema. Während der Arbeit daran entdeckte ich auch die immense Bedeutung des Pelzhandels: Über Jahrhunderte waren edle Pelze wertvoller als Gold und Diamanten und nördlich der Seidenstraße gab es eine so genannte Pelzroute. So entstanden und entwickelten sich Beziehungen, durch die man unter anderem erklären kann, warum in Schottland und in Kamschatka zum Teil gleiche Worte existierten. Selbst bei Ausgrabungen in Ungarn fand man Wieselhaare, was wiederum auf die Pelze schließen ließ.

### **Wie würden Sie Ihre eigene Auffassung der Ethnologie zusammenfassen?**

Für mich ist Ethnologie eine historische und komparative Wissenschaft. Zudem ist sie gekennzeichnet durch komplexe Methoden. Ich habe in meiner Praxis immer sehr eng mit Linguisten, Archäologen und Historikern zusammen gearbeitet. Ich bin kein Grenzgänger, sondern ein Grenzverletzer, der die Ethnologie eigentlich im Zusammenhang mit einer längst fällig gewordenen Vergrößerung des historischen Raumes sieht. Große Teile der Welt sind von der traditionellen Geschichte noch gar nicht richtig erfasst. Vor etwa hundert Jahren gab es wilde Kämpfe in der Geschichtswissenschaft, es wurde gefragt, was man mit einer solch lächerlichen Sache wie der Kulturgeschichte anfangen sollte. Geschichte beinhaltete damals nur die Dynastien und Staaten. Inzwischen hat sich die Kulturgeschichte längst durchsetzen können. Ähnlich sieht es räumlich aus: Schon Frobenius erkannte, dass Afrika eine eigene Geschichte hat. Dieser Standpunkt war damals eine Kriegserklärung an die gängige Schulgeschichte. Meine Ethnologie ist eben Geschichte, vor allem Kulturgeschichte, was jedoch nicht mit der Wiener Schule verwechselt werden darf.

### **Herr Vajda, darf ich Sie abschließend noch um Ihre Meinung zur Lage der ethnologischen Museen in Deutschland bitten?**

Ich denke, dass dort ein gewisser Kulturwandel zu verzeichnen ist. Wenn man an einem Werktag in ein Völkerkunde-Museum geht, sitzen dort nur die Aufseher rum, in einer Ecke auf einem Stuhl. Das Museum ist leer, die Leute gehen nicht hin. Früher hat das Exotische die Leute angesprochen, heute liefert das Fernsehen täglich viel lebendigere Landschaften und Völker. Grundsätzlich bereitet die Museumspolitik also einiges Kopfzerbrechen: Wie kann man Interessierte heranziehen? Wie kann man überhaupt Interesse wecken? Man wird etwas verkrampft. Aus meiner Sicht sind die Museen einst die wissenschaftlichen Werkstätten gewesen. Inzwischen nimmt man sie als Mittel der Volksbildung wahr, wobei sie diese Funktion jedoch kaum ausüben.

---

<sup>6</sup> Karl August Wittfogel, *Wirtschaft und Gesellschaft Chinas*, Frankfurt am Main, 1931.

<sup>7</sup> László Vajda, *Untersuchungen zur Geschichte der Hirtenkulturen*, Veröffentlichung des Osteuropa-Institutes, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden, 1968.